

# Des Liebens und des Lebens Lauf

Rainer Maria Rilke und sein „Cornet“

Von Vasco Boenisch

Rilke war früh davon überzeugt, dass Schreiben seine Berufung sei, dass aber ausgerechnet dieses Frühwerk – diese „kleine naive Jugendarbeit“ – sein erfolgreichstes werden, und bis heute bleiben, sollte, das war ihm sein Leben lang unangenehm. Es war auch Koketterie dabei, wenn er vom literarischen Olymp herab meinte, die Jugendsünde „Cornet“ noch entschuldigen zu müssen, vielleicht aber auch Furcht vor kritischem Urteil anderer – und seiner selbst. Rilke war so zart besaitet wie anspruchsvoll und hatte gern Kontrolle über das, was wir heute Image nennen. Er strickte Legenden um die Entstehung des „Cornets“, sogar um seine eigene Herkunft und nahm einen neuen Namen an. Penibel instruierte und kritisierte er seinen ersten Verleger, welche Qualität Druckpapier, Schrift, Wappenzeichnung und seine Initialen aufweisen müssten: „Aber Sie sind sich klar, dass wir nicht sparen dürften und etwas in aller Einfachheit Mustergültiges machen müssten?“ – Bei einer Auflage von 300 Exemplaren.

1906 war das. Und so sehr Rilke später diese, seine „versinfizierte Prosa“ geißelte, er hatte verloren gegen die Abstimmung mit den Füßen. Sein Publikum liebte den „Cornet“. Und es stimmt, was der Feuilletonist Fritz J. Raddatz noch vor wenigen Jahren notierte: „Hätte Rilke nur diese nicht einmal zwanzig Seiten geschrieben: Er wäre ein Gigant.“

Heute ist Rilke der nach Goethe meist gelesene deutschsprachige Dichter weltweit. Er kommt 1875 in Prag zur Welt, bleibt bis zum Ende österreichischer Staatsbürger, aber als Autor ein Heimatloser. Er arbeitet in Deutschland, Spanien, Skandinavien, Italien, Frankreich und der Schweiz, reist durch Tunesien und Ägypten sowie mehrmals nach Russland – in den 1890er Jahren mit Lou Andreas-Salomé, die zwar Nietzsche verschmähte, aber kurz Rilkes Geliebte wird. Zwischen diesen Reisen schreibt er, 1899, den „Cornet“ und sie inspirieren ihn auch zu seinem Gedichtband „Das Stundenbuch“, in dem er den eigentlichen Beginn seiner poetischen Laufbahn sieht.

Rilke ist bindungsscheu, doch liebessehnsüchtig. Er heiratet die junge Künstlerin Clara Westhoff. Die Ehe zerbricht nach der Geburt der gemeinsamen Tochter Ruth. Rilke lebt in der Künstlerkolonie Worpswede, zieht 1902 nach Paris, um ein Buch über den Bildhauer Auguste Rodin zu schreiben, dessen Sekretär er wird – wieder eine Verbindung, die im Zwist gegenseitiger Enttäuschungen auseinander bricht. In Paris entsteht das Romanfragment „Die Aufzeichnungen des Malte Laurends Brigge“ (1910), dessen hohe Ansprüche bei Rilke zu einer jahrelangen Schreibhemmung führen. Erst 1922 erreicht er mit den „Duineser Elegien“, einem zehnteiligen metaphysischen Gedichtzyklus, seinen Höhepunkt, ehe Rilke 1926 in einem Schweizer Sanatorium stirbt.

Immer am Wege durch die Welt, so hat es Stefan Zweig mal auf den Punkt gebracht. Äußere und innere Rastlosigkeit, das war Rilke. Sie fließen mit knapp 24 Jahren bereits in seinen „Cornet“: Spannung und Atemlosigkeit, ein An- und Abschwellen von Sehnen, Suchen, Sichttreibenlassen und Getriebenwerden.

Ein junger, 18-jähriger Offizier reitet zu den Truppen seines Heeres. Es ist die Zeit der Türkenkriege Mitte des 17. Jahrhunderts. Der Soldat erfährt männliche Kameradschaft, Freundschaft sogar, wird zum Cornet befördert, zum Fahnenträger, und lernt das Frontleben: Leichen, Vergewaltigte, Betrunkene, Dirnen – und schließlich die erste Liebe, Leidenschaft, der Rausch einer Nacht. Noch im Taumel ereignet sich ein Angriff. Blank, nur mit der Fahne, stürzt sich der Cornet aufs Schlachtfeld. Und stirbt, traumgleich, den Heldentod.

In 26 Momentaufnahmen strömt ein ganzes Leben dahin. Das Kind wird zum Jüngling, der Jüngling zum Mann (zum Soldat, zum Liebhaber), der Mann zum Held. Eine Initiation. Aus dem Schoß der Mutter kehrt der Mensch in den Schoß der Frau und findet, kaum aus der Liebesnacht erwacht, den Todesschlaf. Der Lebenskreis schließt sich. Früh und schnell, zu schnell, würde man heute sagen, sinnlos. Doch was kann der Mensch mehr erreichen als Liebe und Ehre, was sollte danach noch kommen. – Keine Frage, eine Feststellung. Zumindest zu Rilkes Zeit.

Kein Wunder, dass man den „Cornet“ in den Tornistern der Soldaten des Ersten Weltkriegs fand und selbst noch im Zweiten Weltkrieg. Rilke als romantische Erbauungsliteratur? Als geistiger

Kriegstreiber? Bestürzend lesen sich Aussagen von damals. Der Schriftsteller Alfred Hein etwa, Freiwilliger im Ersten Weltkrieg, erzählt: „So zu lesen im ‚Cornet‘, so zu erleben ward es uns (fast beseligend!) beschieden. Wir nahmen den Krieg noch wie die Erfüllung eines Rilke’schen Traumbaus.“ Während der Schriftsteller Wolfgang Paul 1952 bitter notiert: „Es waren viele, die mit dem ‚Cornet‘ 1939 ins Feld zogen, und viele dünne Bände verwesen auf den Schlachtfeldern mit den Gebeinen jener, die dem dunklen Rufe folgen mussten: ‚und dann der Feind ...‘“

Auch das ist der „Cornet“: die Geschichte vom Soldaten, der das Vaterland über alles stellt, über die Liebe (denn der Cornet lässt die Gräfin im brennenden Schloss zurück), über das eigene Leben. Im 70. Jahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs glaubten wir solch verbrämten Heroismus überwunden. Doch er ereilt uns gerade wieder in der selbstmörderischen Ideologie von Fundamentalisten und Terroristen. Nur, im Kern zielt Rilkes Dichtung, abseits des oberflächlichen Kriegssujets, auf etwas anderes: „Da war nicht Krieg gemeint, da ich dies schrieb / in einer Nacht. Kaum Schicksal war gemeint, / nur Jugend, Andrang, Ansturm, reiner Trieb / und Untergang, der glüht und sich verneint.“

Die Entstehung. Rilke beharrte auf der Legende, den „Cornet“ in nur „einer träumerisch-schaffenden Nacht“ zu Papier gebracht zu haben, „in einem Zuge hingeschrieben bei zwei im Nachtwind wehenden Kerzen; das Hinziehen von Wolken über den Mond hat ihn verursacht“. Dass er den Text nach 1899 mehrfach umarbeitet, ehe er ihn drucken lässt, verschweigt er gern.

Inspiration liefern ihm eine alte Kriegschronik aus dem 17. Jahrhundert sowie ein Aktenvermerk des Dresdner Hauptstaatsarchivs, den er in den Unterlagen seines Onkels Jaroslaw findet. Jener hatte lange nach adligen Vorfahren geforscht und glaubte, solche unter einem „Otto Rülcke zu Linda“ ausgemacht zu haben. Teile des Aktenvermerks stellt Rilke seiner Dichtung voran, wobei er jenem Otto Rülcke oder Rilke noch ein „von“ mit dazu gibt – die nächste Legendenbildung.

Rilke wohnt in Berlin-Schmargendorf, in unmittelbarer Nähe der zwar verheirateten, aber angebeteten Lou Andreas-Salomé. Von ihr erhält er auch seinen neuen Vornamen: Rainer (gebürtig: René).

Ein Jahr später begegnet er Clara Westhoff. Ihr sendet er seine neue Dichtung („Lesen Sie sie an einem Ihrer schönen Abende im weißen Kleid“), und weil es seine einzige Niederschrift ist, verweist er darauf, sie zurück erbitten zu müssen, falls er sie eines Tages drucken lassen wollte – „aber das wird nicht bald sein“.

Erst im Jahr 1904 erscheint das Werk in neuer, redigierter Fassung unter dem Titel „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Otto Rilke“ (damals ist Christoph noch Otto) in der Prager Zeitschrift „Deutsche Arbeit“ und zwei Jahre darauf in der noch einmal deutlich veränderten, bis heute gültigen Fassung als Buch. Der Verlag annonciert das Werk als Privatdruck in nur 300 nummerierten Exemplaren zum Preis von 3,- Mark mit dem vorsorglichen Hinweis, dass dieses Buch „zweifellos noch vor Erscheinen vergriffen sein“ werde. – Vergriffen war es auch. Aber erst zwei Jahre später. Der Verlag zerknirscht: „Eine neue Auflage ist völlig aussichtslos, da für den Stoff keinerlei Interesse vorhanden ist.“ Einer der schönsten Irrtümer der Literaturgeschichte.

Er wird 1912 korrigiert: Rilkes Verleger überträgt die Rechte für 400,- Mark an den Insel Verlag (ein Schnäppchen, wie sich bald zeigt), der den „Cornet“ als Band 1 der so genannten Insel-Bücherei herausbringt. Kaufpreis 50 Pfennig. Startauflage 10.000 Exemplare. Ein Sensationserfolg: In drei Wochen werden 8.000 Exemplare verkauft, sofort schießt der Verlag 20.000 weitere nach. Anfang 1914 geht der „Cornet“ ins 31.-40. Tausend, „nebenbei angemerkt“, wie sein Verleger Rilke einsilbig schreibt (er hatte den Autor mit 400,- Mark pauschal abgefunden). 1917 beträgt die Gesamtauflage bereits 140.000 Exemplare. Aus dem Jahr 1995 ist als Auflagenzahl 1,2 Millionen verzeichnet, Nachdrucke in Anthologien oder Werkausgaben nicht mitgerechnet. Der lange Ritt des „Cornets“ ist unaufhaltsam: „Durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag ...“

Was Rilke später als „Geschmacklosigkeit“ ablehnt, „ein solches Gemeng von Prosa und Gedichtanläufen“, ist genau das, was bis heute fasziniert. Schon mit den ersten Zeilen – Versen eigentlich – wird man suggestiv hinein gezogen in die Szene. Retardierendes Reiten, immerfort. Es ist auch eine Epochenmüdigkeit, die Rilke indiesen ersten Worten porträtiert, die Müdigkeit einer Generation, die auf der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert des Wartens

überdrüssig ist auf eine neue Zeit – der sie selbst entgegen reiten möchte.

Rilke vereint, er meinte: vermengt, Lyrisches, mit dem er plastisch die Innenwelt der Soldaten spiegelt, mit Epischem, durch das er generalisierende Distanz hält, mit Dramatischem, um die Akteure direkt miteinander sprechen zu lassen. Es ist das reinste Kopfkino. Heute würde man sagen: frei nach einer wahren Begebenheit. Nun gut, sehr frei. Rilke suggeriert geschickt das Authentische, Chronikhafte, und blättert doch im freien Spiel der Imagination eine große Parabel der Jugend auf.

Er schreibt wie ein Komponist. An Leitmotiven herrscht kein Mangel, an Variationen, Wiederholungen: Die Augen. Die Hände. Das Licht als Sonne oder als Feuer – oder als beides in einem. Und die Rose: die Frau, Heiligkeit. Wie eine Hostie wird sie gebrochen. Bei Rilke (übrigens ein passionierter Rosenzüchter) ist die Rose stets doppelte Metapher: für das Unheimliche der Schönheit. Und für den Tod: Nicht die Maria, nicht die Rose kann den Cornet schützen.

Das Ewig-Weibliche zieht ihn also hinan? Der ganze „Cornet“ ist ein großes Binden und Lösen zwischen Mann und Frau, ein Sich-Anziehen und Sich-Abstoßen, ein Vereinen und Verlassen. Die Frau ist hier Mädchen, Mutter, Madonna, Jungfrau Maria, Geliebte, Dirne – und nicht selten Gefahr, selbst wenn sie sich als Verheißung tarnt. Hier schreibt einer, der selbst in sexuellen Dingen unsicher war und Angst hatte vor amouröser Vereinnahmung. Die überstarke Präsenz der Mutterfigur im „Cornet“, bis hin zur Parallele im 22. Abschnitt mit dem Tod, dürfte jedem Hobby-Freudianer viel Freude bereiten. Und das „starke Geschlecht“? Rilke sehnte sich sein Leben lang nach dem Androgynen. Mit „weichem“ Haar umschreibt er den ritterlichen Marquis.

Männlich- und Weiblichkeit changieren hier, das Weiche dringt in die militaristische Kampfzone ein und wird gleichzeitig konfrontiert mit femininer Dominanz. Fünfzig Jahre, bevor das Wort „Gender“ überhaupt geboren wurde, wirft Rilke Männer- und Frauenstereotype über den Haufen und zeichnet Soldaten wie Blumenmädchen und Gräfinnen als aktive Verführer, die sich nehmen, wen sie wollen.

Da verzeiht man Rilke sogar seine postpubertäre Lendenmetaphorik („Seine Fahne steht steil“), die er übrigens 1915 in seinen „Phallischen Hymnen“ noch mal aufgreifen wird: „aus meinem Körper

hebt / ein neuer Baum die überfüllte Krone / und ragt nach dir“. Im „Cornet“ verbinden sich Mann, Frau, Krieg und Sex. Die Fahne wird zum Phallus, zur Frau, zum Kriegssymbol, mit dem sich der Cornet todesmutig und todessehnsüchtig opfert. Sein Tod auf dem Schlachtfeld, dem Garten der Lüste, durch sechzehn Säbel, „Strahl um Strahl“: ein Orgasmus.

Rilke ist ein dichtender Musiker. „Weise“ nennt er die Erzählung und betont das Volksliedhafte. Lyrische und epische Passagen sprechen, ja singen in Rhythmen. Und Rilke schreibt auch so: Setzt einen Punkt, wo andere weiterschreiben würden. Doppelpunkte sind wie Wachrufe. Kapitel beginnen mit „Und“ und „Aber“, als wäre man gerade aus einem Traum gerissen worden.

„Wir sind versucht“, so hat es der Berliner Literaturwissenschaftler Harry Maync einmal über Rilkes Dichtung formuliert, „sie Satz für Satz mit musikalischen Vorzeichnungen über Tonart und Takt, und mit musikalischen Vortragsbezeichnungen zu versehen; hier ein crescendo und decrescendo, dort ein presto oder ritardando, ein moderato oder con fuoco dazu zu setzen.“ Eben weil sie wie Musik ist.

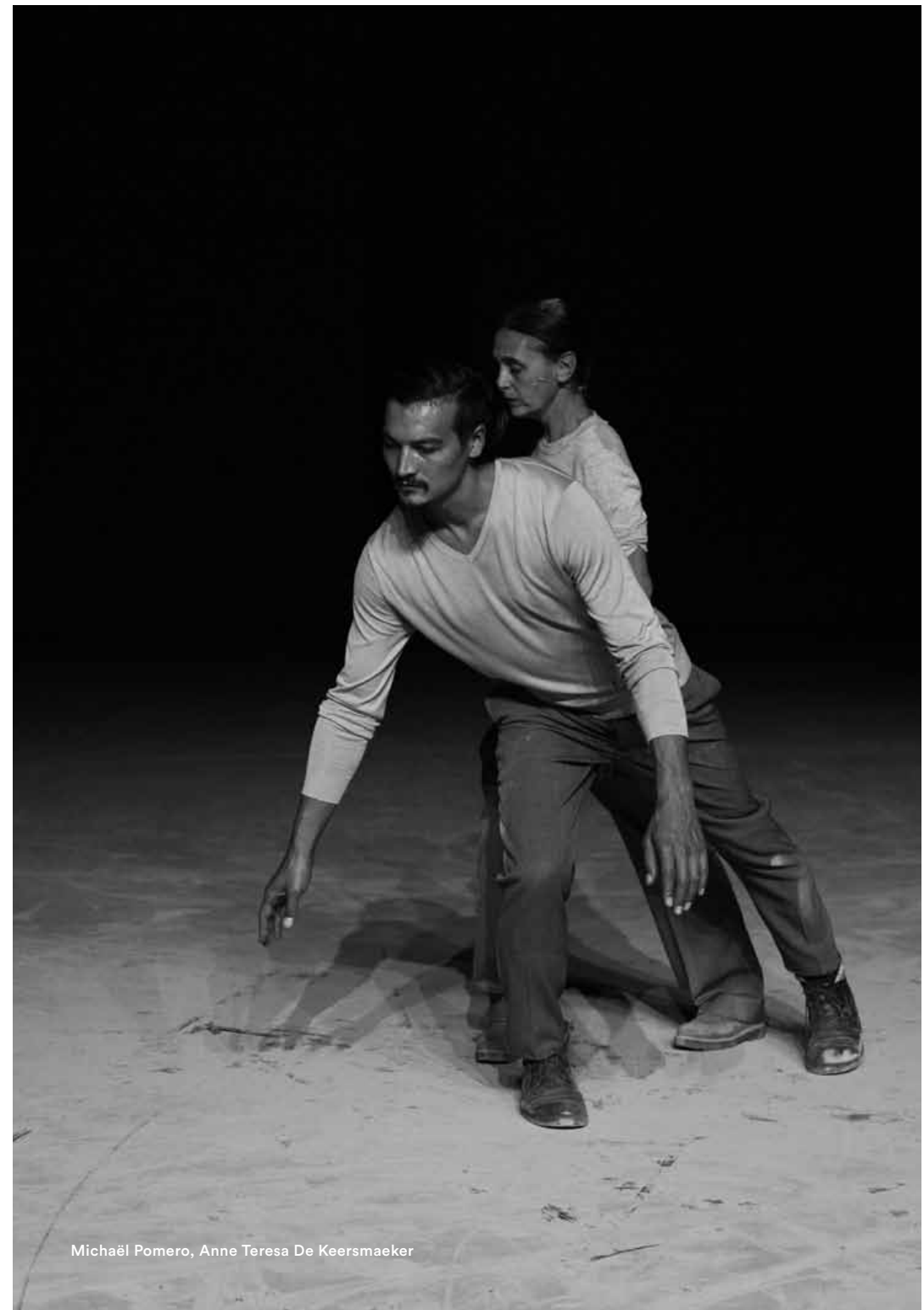
Deshalb bäugt Rilke auch sehr argwöhnisch die etlichen Versuche, den „Cornet“ zu vertonen. Doch er hat keine Handhabe. Casimir von Pászthory ist der Erste, der 1915 eine Komposition, inspiriert von Rilke, vorlegt. Die Aufführung findet in Leipzig statt, zusammen mit Rezitation des Text-„Cornets“. Rilke ist not amused. Das Publikum dagegen sehr, und bald springen weitere Veranstalter und Komponisten auf den Zug auf. „Wenn der musikalische Cornet ohne weiters, was Gott verhüte, frei ist“, schreibt Rilke im selben Jahr an seinen Verleger, „so werden wir den netten ‚Zirkus Rilke‘ diesen Winter von Kottbus bis Kötzschenbroda seine Kasse füllen sehen; voilà une admirable perspective!“

Rilke fürchtet das Melodramatische, er ist gegen die Verführungskunst von Musik. In seinem „Cornet“ ist allein er es, der den Takt angibt. Der lautmalerisch mit Worten, Bildern, Klangfarben experimentiert. Wie das sukzessive Vorrücken eines Heeres wechselt Rilke pausierende und forcierende Kapitel, Rast und Rastlosigkeit. Genau zur Hälfte, nach der 13. Szene, scheint der Cornet mit dem Tross ans Ziel gekommen zu sein, Ruhe kehrt ein, ein Moment des

Glücks. Er dauert immerhin ganze neun Kapitel lang. Dann, herausgerissen durch den nächtlichen Angriff, peitscht sich der Rhythmus zu ungeahntem, atemlosem Tempo hoch – um in den letzten Zeilen (zwiespältigen) Frieden zu finden.

Was bleibt, ist nüchterner Abgesang. Chronistenpflicht: „Dort hat er eine alte Frau weinen sehen.“ – „Ein stilles, schwachbewegtes Ausklingen auf einer lang nachzitternden Note“ (Maync). Dass die „Weise“ so endet, entscheidet Rilke erst kurz vor Drucklegung. In den frühen Entwürfen wird die Gräfin noch gerettet und gebärt sogar das Kind des Cornets. So viel Happy End ist dem aufstrebenden Jungautor Rilke 1906 dann offenbar doch suspekt.

Und dennoch lohnt ein Blick in die Erstfassung des damals frisch vom Herz weg Dichtenden. Das 26. Kapitel endet Rilke so: „Da lacht der Cornet, die Lippen zum Trinken bereit: Ist das das Leben? Und gibt sich ihm hin.“ Irr ist er – und irrt doch keineswegs. Denn wüsste man nichts von der martialischen Szenerie, es fiel schwer, diese jugendliche Lebensleidenschaft nicht für das zu nehmen, was sie sein soll: das Ziel allen Strebens. Erfüllung.



Michaël Pomero, Anne Teresa De Keersmaeker